

Krieg und Kolonialismus in Kafkas *Strafkolonie*

張堯欽 / Chang, Yau-Chin

慈濟大學英美語文學系 助理教授

Department of English Language and Literature,
Tzu Chi University

【摘要】

卡夫卡《流刑地》一般詮釋為作者罪惡感情結的呈現，本文則置於時代脈絡來處理：首先說明第一次世界大戰前夕對暴力解決的狂熱迷信，溯源小說中透過行刑機器所展現的暴力傾向；其次探討卡夫卡對戰爭的反應，他潛藏的反戰傾向，亦是建構此小說的重要概念，不亞於其懲罰想像；最後援引殖民統治的實際狀況，與小說中的描述作比較，彰顯小說中含藏的軍事特徵。

【關鍵詞】

第一次世界大戰、軍事、暴力、殖民地

【Abstract】

This thesis treats Kafka's *In the Penal Colony* from the standpoint of the context of the time. In the atmosphere before the outbreak of the First World War the violence became a cult and was to be thought a resolution of politic dilemma. The novel reflected the tendency of the times; its execution machine could serve as incarnation of violence. Kafka's reaction to the war – his latent antiwar attitude – was also an important constituent element of the novel. The real situations of colonies are also compared to the descriptions in the novel which contains negative respectively positive military characteristics.

【Keywords】

The First World War, military, violence, colony

I. Einleitung

Das Militär ist das Zentralbild in Franz Kafkas Erzählung *In der Strafkolonie*; von ihren sechs Hauptfiguren – der Reisende, der Offizier, der Verurteilte, der Soldat, der alte und der neue Kommandant – gehören fünf zum Militär. Dieses Zentralbild wird durch zwei signifikante Elemente – Krieg und Kolonialismus – konstruiert, die jeweils der textexternen bzw. der textinternen Situation der Erzählung zugrundeliegen. Die Erzählung entsteht in der Kriegszeit, während ihre Handlung im Szenario einer Kolonie spielt. Der Kolonialismus stützt sich eigentlich auf der Macht des Krieges. Die Erzählung wurde in der Zeit des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges, als der ganze Europa in die kriegerische Atmosphäre schwelgte, geschrieben und ist unvermeidlich von diesem Zeitereignis gefärbt. Sie thematisiert zugleich die Kolonie als Strafvollzugsort: Der Prozess der Exekution bezieht sich auf die Art und Weise des Regierens und führt einen Konflikt zwischen einer primitiven und einer aufklärerischen Ideologie herbei. Die Natur des Militärs ist Gewalt und der Krieg ist ein Schauplatz der offenen und brutalen Gewalttätigkeiten. Die Einnahme einer Kolonie benötigt ebenso einer militärischen Aktion, die ausschließlich durch Gewalt vollgezogen wird. Das Regieren einer Strafkolonie verwirklicht sich, wie die Erzählung durch die Hinrichtungsmaschine zeigt, gleichfalls durch Gewalt. So wohnt die Gewalt den zwei Erscheinungen des Militärs, dem Krieg und dem Kolonialismus, inne und entfaltet durch diese beiden bei der Konstruierung der Erzählung ihre entscheidende Wirkungskraft.

Aus der Perspektive des auktorialen Lebens gesehen, stellt die Erzählung den Schuldgefühls- und Reinheitskomplex von Kafkas Existenz dar. Der Aufsatz behandelt jedoch aus einer objektiven, zeitgebundenen Sicht den Kontext der Erzählung und hebt ihr Zeitsinn hervor. Zuerst werden die soziale Lage beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges und Kafkas Reaktionen auf das Zeitgeschehen erörtert, damit sich der enge Zusammenhang von der Erzählung und ihrer Zeit deutlicher darbietet. Dann zitiert der Aufsatz die Sachverhalte der realen kolonialen Herrschaft und vergleicht diese mit den Beschreibungen in der Erzählung, um die militärischen Merkmale, die die Erzählung charakterisieren, erkennen zu lassen. Durch diese Untersuchung kommen zugleich Kafkas latente Antikriegs- und

Antigewalthaltung an den Tag, die als Begriffsinhalt der Erzählung genauso wesentlich sind wie seine Strafphantasie.

II. Im Vorfeld des Ersten Weltkrieges

Eine Parallele der Gewaltdarstellung zu der maschinellen Hinrichtung in der *Strafkolonie* ist die Tötungsszene am Ende des Romans *Der Proceß*, in der Josef K. „wie ein Hund“ von zwei Herren ermordet wird, indem der eine ihn an der Gurgel fasst, „während der andere das Messer ihm ins Herz stieß und zweimal dort drehte.“ (*Proceß*: 241) Die zwei Tode, durch Maschine und durch Messer, sind beide grausam und rätselhaft, als ob alle Tode durch Gewalt gleichfalls skrupellos und unbegriffen wären. Die beiden Werke behandeln nicht zufällig die Gewalt, da sie selbst in der Atmosphäre der Gewalt entstanden sind: *In der Strafkolonie* wurde im Oktober 1914 und *Der Proceß* wurde vom August 1914 bis zum Januar 1915 geschrieben. Durch die Namen ihrer Hauptpersonen – der Kommandant, der Offizier, die Soldaten – impliziert vor allem die *Strafkolonie*, dass ein Krieg vorhanden ist. Das Zeitbild der Erzählung präsentiert sich in einem Brief Kafkas an seinen Verleger Kurt Wolff am 11. Oktober 1916 am deutlichsten:

Zur Erklärung dieser letzten Erzählung [*In der Strafkolonie*] füge ich nur hinzu, daß nicht nur sie peinlich ist, daß vielmehr unsere allgemeine und meine besondere Zeit gleichfalls sehr peinlich war und ist und meine besondere sogar noch länger peinlich als die allgemeine. (*Briefe*: 150)

Diese peinliche Erzählung erfasst die peinliche Zeit im Bild. Der historische Kontext muss rekonstruiert werden, damit das Peinliche der Erzählung als die Peinlichkeit der Zeit begriffen werden kann.

Der Erste Weltkrieg war das peinlichste äußerliche Ereignis in dieser Zeit. Die Unfähigkeit, die Interessenkonflikte der Mächte rechtmäßig zu lösen, und der blinde Glaube daran, dass nur noch der Krieg, der der extremste und primitivste Ausdruck der Gewalt ist, eine Lösung der Konflikte bringen könnte, charakterisierte diese Periode. Im August 1914 wurde der Krieg als Erleichterung, als reinigendes Gewitter empfangen; die Völker Europas jubelten und begeisterten

sich für ihn. Es herrschte ein Kult der Gewalt, die die Stelle der Vernunft ersetzte. Freud bemerkte:

Warum die Völkerindividuen einander eigentlich geringschätzen, hassen, verabscheuen, und zwar auch in Friedenszeiten, und jede Nation die andere, das ist freilich rätselhaft. [...] als ob sich alle sittlichen Erwerbungen der einzelnen auslöschen, wenn man eine Mehrheit oder gar Millionen Menschen zusammennimmt, und nur die primitivsten, ältesten und rohesten seelischen Einstellungen übrigblieben. (Freud: 148-149)

Diese „primitivsten, ältesten und rohesten seelischen Einstellungen“ machten die Peinlichkeit der Zeit aus und trieben Millionen Menschen dazu an, dass sie die eigene Vernichtung als Erlösung verstanden – genau wie der fanatische Offizier in Kafkas *Strafkolonie*, der an die Gewalt der Henkermaschine als Verkörperung der Macht glaubt und sich für ihre jenseitige, nonmaterielle Existenz opfert. Dieser Gewaltkult, bei dem sich die kulturelle Regression verwirklichte, verbreitete sich im damaligen Europa, sowohl unter den politischen Eliten, als auch unter dem Bürgertum. Der Glaube an die Unvermeidlichkeit des Krieges und das Verlangen nach einem herrlichen Kampf vermischten sich und schufen eine fast allgemeine Akzeptanz des Krieges unter den Völkern. Diese Kriegsmentalität ließ sich in den „auf 1,5 Millionen geschätzten Kriegsgedichten anerkannter Schriftsteller und inspirierter Amateure allein im August 1914“ (Rohkrämer: 760) und in der hohen Zahl der Kriegsfreiwilligen nachweisen.

Die Einigung Deutschlands durch Bismarck mit Blut und Eisen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sowohl die Legitimität der Machtpolitik als auch das Ansehen des Militarismus gefördert und dazu geführt, dass die Gewalt als das wichtigste und einzig effektive Mittel für die Problemlösung galt; die Gewaltverwendung wurde als eine Fähigkeit, sogar als eine Ehre angesehen. Aus solchen Tendenzen ergab sich der Sozialdarwinismus: Das Prinzip der natürlichen Selektion galt nicht nur in der Evolution der Spezies in der Natur, sondern auch in den zivilisierten menschlichen Gemeinschaften, unter einzelnen Menschen wie unter Staaten. Die Außenpolitik sollte dem Überleben des eigenen Staates unter

anderen bedrohenden Staaten dienen. Da jeder Staat für seine Existenz kämpfen musste, bedeutete der Stillstand nichts anderes als den Niedergang; nur ständige Expansion konnte die eigene Existenz sichern. Die Darwinistische Evolutionstheorie und die Selektionsgedanken wurden für die Rechtfertigung einer Politik der unbegrenzten Mittel verwendet. Daraus resultierte eine verhängnisvolle Folgerung: Der Krieg war ein notwendiger Bestandteil des menschlichen Daseins, und jeder Versuch, ihn zu vermeiden, war vergeblich. Nach dieser sozialdarwinistischen Logik gab es keinen qualitativen Unterschied zwischen Angriff und Verteidigung, da die beiden nur verschiedene Ausdrucksformen des Kampfes ums Überleben waren. So verloren sie ihre traditionelle Bedeutung und Konnotation, d. h. die Invasion sollte nicht mehr nach dem Kriterium „Recht vs. Unrecht“ bewertet werden, sondern war eine Art der Wahrung des Daseins. Der Sozialdarwinismus verwandelte die menschliche Welt in eine tierische und legitimierte die expansionistische Politik, die keine Rücksicht auf Moral, die besonders als eine menschliche Eigenschaft gilt, nehmen wollte.

Der Gedanke der nackten Gewalt beschränkte sich nicht nur auf Staatsmänner, sondern herrschte auch im Bürgertum. Das deutsche Bildungsbürgertum begrüßte mit der größten Leidenschaft den Krieg und verbreitete eine mit schönen Worten formulierte kriegerische Ideologie, die unzählige Jugendliche beeinflusste. Diese Jugendlichen bildeten den größten Teil der Kriegsfreiwilligen. Die Reichsgründung im Jahr 1871 erschien vielen Zeitgenossen als Höhepunkt der deutschen Geschichte. Während die ältere Generation in den Erinnerungen an ihren Beitrag zu diesem großen Ereignis schwelgte, brauchte die jüngere Generation dringend eine eigene Bühne, um der älteren ihre Fähigkeit zu beweisen, und um das Begehren zu befriedigen, die Geschichte mitzugestalten. Dieses Verlangen nach der Identitätsbildung knüpfte an die zentralen Ideologien der Kaiserzeit an, nämlich den Militarismus und den Nationalismus, die wegen ihrer Simplität und Hetze am leichtesten akzeptiert werden konnten. Die Verherrlichung von kriegerischen Taten in der Vergangenheit erweckte in den Jugendlichen die Hoffnung, sich auch als nationale Kriegshelden bewähren zu können. Die erstarrten Konventionen des Bürgertums, dessen überholte humanistisch-aufklärerische Weltanschauung ihre Überzeugungskraft verloren und die Intensität des Lebens gedämpft hatte,

verstärkten den Kriegsglauben, der einen neuen, realitätsnäheren Sinn zu stiften vermochte. So war der Gewaltkult am Anfang des Ersten Weltkrieges nicht allein das Resultat politischer Propaganda, sondern entsprach auch den Prädispositionen der Bevölkerung. Gerade diese mentalen Voraussetzungen für die Bereitschaft zum Krieg waren das, welches Kafka als peinlich empfand; sie waren Merkmale der Zeit und trieben diese in einen Abgrund.

Der damalige Kulturkreis bemühte sich nicht, den Glauben an den Krieg abzubauen, sondern bildeten und verstärkten dessen Mythos. „Der Krieg wird zur einzigen Hygiene der Welt und soll neben dem Militarismus, dem Patriotismus, der Vernichtungstat der Anarchisten u. a. verherrlicht werden.“ (Aspetsberger: 345) Solche Behauptung bejahten Kunstbewegungen – der Futurismus, der Expressionismus, der Dadaismus, der Surrealismus, etc. – die als Pioniere der modernen europäischen Kunstgedanken wirkten. Ob rechtsradikal oder linkskommunistisch, teilten sie das gleiche Schicksal: Die Hilflosigkeit des bloß Künstlerischen gegenüber der Realität führte dazu, dass sie sich vor dem kriegerischen Zeitgeist beugten und ihn verehrten. Der Krieg ließ die Illusion entstehen, dass die Umwälzung endlich eine Zerstörung der verhassten bürgerlichen Werte und Lebensformen auslösen musste. Diese Illusion veranlasste viele Künstler, die sonst wie Bohemiens lebten, dazu, in einen militanten Taumel zu versinken.

Auch die Literaten mobilisierten sich für das neue Ereignis. Nicht wenige deutsche Schriftsteller meldeten sich freiwillig für den Kriegsdienst, zu denen Hermann Hesse und Richard Dehmel ebenso zählten, ganz zu geschweigen von den massenhaften kriegerischen Publikationen. Es wurde geschätzt, „daß in den ersten Wochen nach Kriegsbeginn täglich rund 50,000 Kriegsgedichte an Zeitungen und Zeitschriften eingeschickt wurden.“ (Fries: 827) Auch die Autoren, die zuvor am gesellschaftlichen oder politischen Geschehen nicht teilnehmen wollen hatten, unterstützten nun im Herbst 1914 mit ihren Veröffentlichungen das militärische Vorhaben. Diese überraschenden Erscheinungen im Literatenkreis aus der Anfangszeit des Ersten Weltkrieges bildeten im Deutschen Reich ein neues Terrain. Sich in dem System des modernen Staates befindend, fühlte sich jeder von der organisierten Gewalt der Obrigkeit betroffen. Die meisten Schriftsteller wollten

sich positiv an dieser Gewalt beteiligen, damit sie wieder als geistige Führer, als zuständige Berater in den großen Angelegenheit der Nation anerkannt wurden, nachdem sie lange Zeit als Außenseiter am Rande der Gesellschaft gestanden hatten. Indem sie den realen Krieg als ein Kampf „um die künftige geistige Beherrschung der ganzen Welt durch die den Sieg davortragende nationale Wesensart“ (Fries: 831) interpretierten, verkehrten sie die materielle Natur des Krieges, die Konflikte der Interessen, auf eine metaphysische Ebene und erhoben damit die niedere Stellung der körperlichen Gewalt zum Diener des Geistes. Typisch für diese Mentalität ist der Fall Thomas Mann: In dem 1914 veröffentlichten Aufsatz „Gedanken im Kriege“ bot er eine Definition für das Zeitgeschehen: „Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung.“ (Mann: 533) Er deutete die einzigartige Besonderheit des deutschen Wesens, nämlich die deutsche Moralität, mit dem Begriff des Militarismus: „Mit unserem Moralismus aber hängt unser Soldatentum seelisch zusammen, [...] der deutsche Militarismus [ist] in Wahrheit Form und Erscheinung der deutschen Moralität. [...] Deutschlands ganze Tugend und Schönheit – wir sahen es jetzt – entfaltet sich erst im Kriege.“ (Mann: 537-539) In dieser Sicht waren alle machtpolitischen und ökonomischen Motive aus den Kriegsgedanken ausgeschlossen und der Krieg wurde zum Schicksal eines Volkes, zum Mittel seiner geistig-sittlichen Erneuerungen.

III. Kafka als Kriegsunfähiger und seine Betrachtungen über den Krieg

In der allgemeinen Schwärmerei für den Krieg erschien Kafkas spezielle Haltung gegenüber dem Zeitgeist aufschlussreich. Im Unterschied zu seinen Zeitgenossen, die begeistert ins Kriegsfeld gingen, war Kafka wegen zu schwacher Konstitution vom Militärdienst zurückgestellt. Ob er diese physische Unfähigkeit als Schande oder als Glück empfand, ist nicht bekannt. Auffällig ist jedoch seine Gleichgültigkeit gegenüber dem Krieg: In seinen Briefen und Tagebüchern aus der vierjährigen Kriegsperiode findet man nur wenige Aufzeichnungen, die sich auf den Krieg beziehen. Am 31. Juli 1914 notierte Kafka im Tagebuch: „Es ist allgemeine Mobilisierung“ – eine Notiz, die nur als Anlass für sein privates Leben diente:

K. und P. sind einberufen. Jetzt bekomme ich den Lohn des Alleinseins. Es ist allerdings kaum ein Lohn, Alleinsein bringt nur Strafen. Immerhin, ich bin wenig berührt von allem Elend und entschlossener als jemals. Nachmittag werde ich in der Fabrik sein müssen, wohnen werde ich nicht zuhause, denn E. mit den 2 Kindern übersiedelt zu uns. Aber schreiben werde ich trotz alledem, unbedingt, es ist mein Kampf um die Selbsterhaltung. (*Tagebücher II*: 164-165)

Kein Hauch von Jubel war aus diesen Zeilen zu spüren. Umgeben von Leuten, die um eine höhere Existenz des Staates kämpften, rang Kafka nicht um die Erhaltung des Wesens der Nation, sondern um die seines eigenen Inneren. Die Außenwelt kümmerte ihn nicht, da seine Innenwelt ihn voll und ganz beanspruchte: „Der Sinn für die Darstellung meines traumhaften innern Lebens hat alles andere ins Nebensächliche gerückt und es ist in einer schrecklichen Weise verkümmert und hört nicht auf zu verkümmern.“ (*Tagebücher II*: 167) Der Abscheu vor der Realität führte ihn zur Indifferenz gegenüber Angelegenheiten, die in seiner Umwelt geschahen. Am 2. August schrieb er: „Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt. – Nachmittag Schwimmschule.“ (*Tagebücher II*: 165) Das signifikante Ereignis wurde nur durch ein Wort bemerkt und mit einer alltäglichen Trivialität in Parallele gesetzt, als ob die beiden gleichwertig wären. Oder genauer gesagt: Die Bedeutsamkeit des Krieges ist durch diese Analogie vermindert worden.

Vier Tage später sah er in Prag die Artillerie über den Graben ziehen; ein patriotischer Umzug wurde veranstaltet. Er hörte die Rede des Bürgermeisters und den deutschen Ausruf: „Es lebe unser geliebter Monarch, hoch“ und kommentierte: „Ich stehe dabei mit meinem bösen Blick. Diese Umzüge sind eine der widerlichsten Begleiterscheinungen des Krieges.“ (*Tagebücher II*: 167) Wagenbach identifiziert diesen bösen Blick mit dem „neutralen, kühlen, sachlichen Blick des Reisenden, der in der Strafkolonie [...] sich die sonderbaren Exekutionsgebräuche erklären läßt,“ (*Kafka*: 95) und betont dadurch die Sachlichkeit und Gelassenheit Kafkas. Aber am vorigen und am gleichen Tag beschrieb Kafka jeweils seinen inneren Zustand:

Ich entdecke in mir nichts als Kleinlichkeit, Entschlußunfähigkeit, Neid und Haß gegen die Kämpfenden, denen ich mit Leidenschaft alles Böse wünsche.

Ich bin zerrüttet statt erholt. Ein leeres Gefäß, noch ganz und schon unter Scherben oder schon Scherbe und noch unter den Ganzen. Voll Lüge, Haß und Neid. Voll Unfähigkeit, Dummheit, Begriffstüchtigkeit. Voll Faulheit, Schwäche und Wehrlosigkeit. (*Tagebücher II*: 166)

Sein böser Blick und sein böser Wunsch sollten besser als Neid eines Schwachen gegenüber den Starken interpretiert werden – ein Schwacher in der drängenden, bedrohenden Welt, der sich unter den traditionellen Unterdrückungen vor dem realen Leben (z. B. der Heirat) scheute. Aus der Schwächlichkeit ergaben sich die Empfindsamkeit für und die Abneigung gegen alle Gewalttätigkeiten. Die Empfindsamkeit ließ sich in den Werken – *Der Proceß* und *In der Strafkolonie* – erkennen und die Abneigung spiegelte sich in den ungewöhnlich geringen Erwähnungen über den Weltkrieg in Tagebüchern wider. Am 4. November 1914 wurden noch einige Soldatenanekdoten erzählt. (*Tagebücher III*: 55) 20 Tage später sprach Kafka die Verteilung der alten Wäsche und Kleidung an die galizischen Flüchtlinge an. (*Tagebücher III*: 56) Dann verschwand jede Anspielung auf den Krieg. Erst am 14. Oktober 1917 notierte Kafka das Verabschieden eines 18-jährigen Einberufenen. (*Tagebücher III*: 169) Am 10. November träumte er von der Schlacht am Tagliamento. (*Tagebücher III*: 170-171) Am 4. Dezember wurde bemerkt: „Waffenstillstand mit Rußland“ (*Bau*: 182) und am 11. Februar 1918: „Friede Rußland.“ (*Bau*: 209) Die großen historischen Ereignisse, wie der Tod des Kaisers Franz Josefs, die Niederlage Österreich-Ungarns, die Gründung der tschechoslowakischen Republik etc., wurden mit keinem Wort erwähnt. Selbstverständlich waren Kafka diese Nachrichten nicht fremd; sie gingen jedoch gleichsam an ihn vorbei, ohne Reflexionen hervorzurufen. Seine Aufmerksamkeit für Russland, dessen Kriegsnachrichten dreimal gemeldet wurde, erschien im Vergleich mit anderen als Sonderfall. Kafkas Vorliebe für Russland, dessen Wüstenhaftigkeit seinen inneren Zustand verbildlichte, formulierte er ausdrücklich

im Tagebuch und Werk.¹ Es hatte auch mit der internationalen Machtpolitik von Österreich-Ungarn, Deutschland und Russland, die täglich in Medien berichtet wurden und Kafkas Augenmerk angezogen haben sollten, zu tun. Es war eines der Ziele der beiden Mittelmächten, Russland als den eigentlichen Aggressor und sich selber als dessen Opfer erscheinen zu lassen. (Ullmann: 226) Unter den Alliierten wurde allein Russland für den Hauptfeind gehalten. Außerdem war Prag weit von der Westfront gegen Frankreich und Großbritannien entfernt und wurde mehr von dem Krieg im Osten beeinflusst. Dies erklärt teilweise Kafkas Beachtung für das Land im Tagebuch.

Alle Aufzeichnungen über den Weltkrieg in Tagebüchern Kafkas wurden wie oben dargestellt. Es scheint, als ob ihn die gesellschaftlichen Probleme nicht interessierten. Der Schein aber trügt. Ohne die gesellschaftliche Dimension kann man die Welt in seinen Werken nicht vorstellen. Das Leiden und das Schicksal der Figuren, ihre vergebliche Versuche, die Rätselhaftigkeit der Welt zu lösen, und die Hindernisse, die ihnen im Weg stehen, sind von der Peinlichkeit der Zeit nicht zu trennen. Die konkrete Geschichte wird zwar in seinen Werken und Tagebüchern nicht thematisiert, ist jedoch latent vorhanden. Nur vor dem Hintergrund der historischen Situation kann der Sinn seines Werkes hervorgehoben werden. Müller-Seidel kritisiert die Ansicht der Existenzphilosophie, dass das, was Kafka darstellt, eine Verbildlichung von Problemen seiner eigenen Existenz, nicht aber der gesellschaftlichen Wirklichkeit sei, als einseitig. Der Begriff der Existenz soll eine doppelte Optik erforderlich machen:

Es ist durchaus das eigene Ich, um das sich in diesen Aufzeichnungen [den Tagebüchern] alles dreht. [...] Dennoch sind es die Zeitumstände, die zu solcher Unbedingtheit nötigen. Diese Nötigung ist jetzt, mit Ausbruch des Krieges, um vieles bedrängender geworden. [...] Kafkas Existenzverständnis, seine Auffassung von Literatur und von dem, was er Schreiben nennt, ist

¹ Kafkas Tagebuch am 14. Februar 1915: „Die unendliche Anziehungskraft Rußlands. Besser als die Troika Dost. erfährt es das Bild eines großen unübersehbaren Stromes mit gelblichem Wasser, das überall Wellen aber nicht allzuhohe Wellen wirft. Wüste zerzauste Heide an den Ufern, geknickte Gräser. Nichts erfährt das, verlöscht vielmehr alles.“ (*Tagebücher III*: 78) Im *Urteil* hat Georg Bendemann einen Freund, der „vor Jahren schon nach Rußland sich förmlich geflüchtet hatte.“ (*Landarzt*: 39)

zeitgeschichtlich und gesellschaftlich deutbar als Folge der modernen Industriegesellschaft. (Müller-Seidel: 15)

Mit diesem Verständnis betrachtet, sind die Tagebucheintragen während des Krieges nicht mehr so absolut persönlich, wie sie scheinen, sondern mit dem Kontext der zeitgeschichtlichen Bezüge assoziiert: Sie präsentieren zwar einen Kampf des Ichs, der aber aus der Wirklichkeit des Krieges entstanden ist.

In der Erzählung *In der Strafkolonie* erkennt man implizit die Verflechtung von der existentiellen Grundsituation des Menschen und den zeitbezüglichen Phänomenen. Die allgemeine Peinlichkeit der menschlichen Existenz tritt zu Kafkas Zeiten in speziellem Gewand auf, das diese Epoche eigentümlich kennzeichnet. Die Erzählung entstand unter dem unmittelbaren Eindruck des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges; der oben zitierte Brief der Peinlichkeit an Wolff war Kafkas Antwort auf die entsetzliche Katastrophe, die viele Dichter damals nicht nur nicht begriffen, sondern auch bejubelten, und sogar mit Ideologien rechtfertigten. Während alle ökonomischen und technischen Mittel, alle körperlichen und seelischen Energien organisiert wurden, um die bis dahin größten Massenschlachten durchzuführen, isolierte sich Kafka in seiner Schreibstube. Während eine Menge von Propaganda – Medien, Flugblätter, Reden und Umzüge – die Einzelnen in ein aggressives Kollektiv verwandelte, bestrebte Kafka, sich selbst zu erhalten. Die bedrückende Konfrontation des Individuums mit der Gemeinschaft löste notwendigerweise Überlegungen und Reflexionen aus, die in seiner Erzählung metaphorisch Gestalt annahmen. Durch den Enthusiasmus des Offiziers, die Neugier des Reisenden und die Mysterien der Hinrichtungsmaschine enthüllt die Erzählung die Vorliebe der Zeit für Urinstinkte und Unmoral, die Neigung gegen Menschenwürde und Humanität und die Willkür des absoluten Systems – dies alles wird sonst unter einem modernen Glauben des Fortschritts verdeckt – und nimmt einen kritischen Einblick in die Krisenerscheinung der Gegenwart. Vor allem die Foltermaschine gilt in Verbindung mit einem lebensnegierenden Ritual, das in einer lebensverklärenden Form erscheint, als das überzeugendste Symbol für seine peinliche Zeit. Zentral ist das Sinnbild der Maschine, das, wie Politzer hinweist, Kafka „mit der Liebe des Fachmanns und der Schärfe des Satirikers“ schafft:

Wenn er in ein allgemeinverständliches Bild die Entmenschlichung zusammenfassen wollte, die Europa mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs ins Bewußtsein getreten war, dann fand er es hier in diesem Symbol selbsterstörerischer menschlicher Erfindungsgabe. (Poltzer: 163)

Die Maschine beinhaltet also einen Paradox: Lebensvernichtung als Lebensverklärung, und ihr Betreiber, der Offizier, einen anderen: Kampf um Selbsterstörung. Diese doppelte Paradoxe sind die schwere Krankheit der Zeit, die sich als Weltkrieg darbietet.

IV. Die feindliche Kolonie als Szenario der Erzählung

Der Brief an Wolff macht deutlich, dass Kafka seine Erzählung als eine Art Zeitkritik verstand. Er kritisierte jedoch nur indirekt, indem er den Schauplatz der Erzählung an einen exotischen Ort, und zwar an ein Herrschaftsgebiet des Feindes verlegte. Der Dialog zwischen dem Offizier und dem Reisenden, der fast die ganze Erzählung bildete, wurde auf Französisch gesprochen und deutete damit Frankreich, eine der Triple Entente, an. Mit der Wahl der Sprache passte sich die Erzählung der offiziellen Propaganda an, da die Militärzensur alle offenen und indirekten Antikriegsäußerungen untersagte. Für die Bekundung einer gegen den Krieg gerichteten Einstellung war die Tarnung notwendig. Dadurch, dass in der Erzählung die Barbarei und Unmenschlichkeit einer französischen Kolonie präsentiert wurde, kritisierte der Autor anscheinend eine der feindlichen Gegenmächte und verunglimpfte ihr Image, obwohl diese Barbarei und Unmenschlichkeit sich nicht auf die französische Art und Weise beschränken und allgemein gültig sein sollen. Auf jeden Fall war die Implikation der Dialogsprache am besten durch die Umstände der Entstehungszeit der Erzählung zu verstehen und konnte nicht tatsächlich eine Feindlichkeit gegen Frankreich beinhalten.

Der Schauplatz, eine Strafkolonie, ist ein Ort, wo die rechtlich scharf verurteilten Verbrecher deportiert werden. Dieses Strafmittel ist auf die Erfindung des römischen Rechts zurückzuführen. Holtzendorff definiert die Deportation als „die mit Verlust des römischen Bürgerrechts verbundene zwangsweise ausgeführte

Entfernung eines rechtskräftig verurteilten Verbrechers an eine entlegene Insel zum lebenslänglichen Aufenthalt.“ (zitiert nach Müller-Seidel: 26) Die Strafe zwingt die Verbrecher dazu, lebenslang in der Fremde und in Einsamkeit zu verbringen, da sie als Ersatz für die Todesstrafe angesehen wird. Um die Flucht der Sträflinge zu verhindern, werden Inseln, und zwar weit vom Vaterland entfernte Inseln, zu Orten des Strafvollzugs bestimmt. Solche Strafinseln werden durch Unterwerfung eroberter Länder oder Besiedelung unbewohnter Gebiete angeeignet. Den Deportierten werden Zwangsarbeiten aufgedrängt, um neue Bezirke einzurichten und dadurch dem Vaterland ökonomische Vorteile zu ermöglichen. Die Strafe der Deportation wird also mit dem Zweck der Kolonisierung verbunden und aus den doppelten Funktionen entsteht der Name Strafkolonie.

In der Neuzeit waren hauptsächlich Kolonialmächte wie Großbritannien, Frankreich und Russland in der Lage, Strafkolonien einzurichten. Deutschland entwickelte seine Kolonialreiche im Übersee viel später und die Strafe der Deportation war im deutschen Strafrecht auch nie aufgetaucht. In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg fehlte es allerdings nicht an Diskussionen, ob die Forderung nach einer Deportation in das Strafrecht aufgenommen werden sollte. Müller-Seidel bemerkt: „Das ist die Zeit zugleich, in der Kafka – vom Sommer 1901 bis zur Promotion im Jahr 1906 – an der deutschen Universität in Prag Rechtswissenschaft studierte.“ (Müller-Seidel: 46-47) Wagenbach weist darauf hin, dass Kafka diese Diskussionen zumindest durch zwei Autoren geläufig waren: Hans Gross, der 1903-1905 akademischer Lehrer Kafkas war und genau in diesen Jahren die rigorose Forderung der Deportation von „Degenerierten“ erhob, und Robert Heindl, der wegen des Auftrags vom deutschen Kolonialamt und Reichsjustizamt die wichtigsten Strafkolonien – meistens französische – besichtigte und dessen 1912 erschienenen Buch *Meine Reise nach den Strafkolonien* eine der Quellen für Kafkas Text sei. (*Strafkolonie*: 70-71) Und von den Deportationsorten war es die französische Strafinsel Neukaledonien, über die, nach Wagenbach, Kafka am besten Bescheid wisse, da er nicht nur als Beamter der Arbeiter-Unfall-Versicherung über die Kenntnisse von dem Aufstand der Pariser Kommunarden, die gerade in diese Strafinsel verbannt wurden, verfüge, sondern 1911 an deren Gedenkfeier teilnehme. (*Strafkolonie*: 72) Auch die Sprache, die die Verwaltungsschicht der Insel in Kafkas

Erzählung spricht, nämlich Französisch, indiziert eine französische Kolonie. Außerdem befindet sich in Kafkas Text eine Spur, die Wagenbachs Schlussfolgerung unterstützt: „Diese Uniform sind doch für die Tropen zu schwer.“ (Kafka *Landarzt*: 162) Kafkas Insel liegt also in den Tropen. Neukaledonien liegt nordöstlich von Australien, genauer gesagt, zwischen dem 19° und 23° südlichen Breitengrad und gerade in der tropischen Klimazone.

Aber Kafka hält sich in seiner Erzählung nicht an reale Begebenheiten. Neukaledonien kann als Modell dienen, jedoch nicht als die von Kafka beschriebene Insel angesehen werden. Er fügt seiner Insel noch ein Signal für ihre Lokalisation hinzu: das Teehaus, über das Müller-Seidel meint: „Damit ist eine geographische Eingrenzung auf den Fernen Osten verbunden. In der Beschreibung der zu Neukaledonien gehörenden Strafinseln, wie wir sie in Robert Heindls Reisebuch besitzen, werden solche Teehäuser nicht erwähnt.“ (Müller-Seidel: 108) Was der Ferne Osten andeutet, interpretiert Müller-Seidel nicht weiter. Im Kontext von Kafkas Gesamtwerk gesehen, kann aus dem Teehaus, das mit dem alten Kommandanten assoziiert ist, ein chinesisches Moment erschlossen werden. Die Mystifizierung und Allmacht der Führerschaft in *Beim Bau der chinesischen Mauer*, der Tod des Kaisers und seine rätselhafte Botschaft in „Eine kaiserliche Botschaft“ und die Bedrohung der Barbarei und die Hilflosigkeitgefühl in „Ein altes Blatt“ verbinden sich alle mit dem, was der alte Kommandant und sein Teehaus symbolisieren. Die Prophezeiung von der Wiederauferstehung und Wiedereroberung des alten Kommandanten an seinem Grabstein im Teehaus impliziert eine Art Permanenz und Ewigkeit, die zugleich auch das Image von China kennzeichnet. Die Kafkasche Strafinsel ist also neben tropisch ebenfalls chinesisch gefärbt.

All diese geographischen Anspielungen eignen sich nicht für das Erkennen einer bestimmten Insel in der Wirklichkeit, sondern haben nur eine metaphorische Bedeutung, wie Henel feststellt: „Auch der Ort in den Tropen darf nicht mit einem bestimmten Ort identifiziert werden, sondern muß als Bezeichnung für die Entfernung und Fremdartigkeit der alten Welt verstanden werden.“ (Henel: 490) Es ist deutlich, dass Kafka bewusst versucht, jeden Hinweis auf eine bestimmte historische oder gesellschaftliche Situation zu vermeiden, damit die Erzählung von

allgemeineren und abstrahierteren Bedeutungen geprägt werden kann. Diese alte Welt soll nicht mit irgendeinem Land in der Realität gleichgesetzt werden, sondern kann jederzeit und in jedem Gebiet bestehen, sogar im Geist des Menschen, z. B. im Geist der Europäer, die sich im Ersten Weltkrieg zur Gewalttätigkeit und Grausamkeit aufhetzen ließen und für Macht und Autorität schwärmten.

Hier könnte eine mögliche Frage entstehen: Warum Kafka seine Figuren statt auf Russisch auf Französisch sprechen ließ und damit statt Russland Frankreich andeutete, wenn das der Fall war, dass Russland im Krieg als Hauptfeind gestaltet wurde und gleichfalls Kolonien besaß? Kafka hatte eine Vorliebe für Russland, dessen Landschaft in ihm einen bestimmten poetischen Eindruck erweckte. Es versteht sich, dass er die allen Merkmale, einschließlich der Folterlust und des Terrors der Herrschaft, die die Strafinsel charakterisierten, nicht Russland beimessen wollte. Kafka musste zwar der politischen Zensur in Kriegsumständen entgegenkommen, aber behielt immer noch seine künstlerische Aufrichtigkeit.

V. Der militärische Kolonialismus in der Realität und in der Erzählung

Obwohl Kafka selbst nie in einer Kolonie – geschweige denn in einer Strafkolonie – gewesen ist, ähnelt die beschriebene Situation in seiner Erzählung in vieler Hinsicht den realen Verhältnissen in Kolonien. Anschließend werden Passagen aus Trothas *Koloniale Herrschaft* zitiert und mit Kafkas Erzählung verglichen, damit eine der tiefenstrukturellen Dimensionen der letzteren klarer ans Licht kommt.

Aus dem Sinn des Titels der Erzählung ergibt sich nicht nur die Strafe der Deportation als Ausdruck der zwingenden juristischen Gewalt; die Kolonie selbst ist schon ein Produkt der militärischen Gewalt. Die Kolonialisierung lässt sich mit Massakern assoziieren, da zur Pazifizierung eines fremden Landes das Militär dienen soll, das die Einheimischen unterwirft. Die Kolonialisten stellen eine Entweder-Oder-Frage, die die Urbevölkerung beantworten muss: Entweder Fügsamkeit oder Tod. Die militärische Unterwerfung tritt als Alternative zur friedlichen Einnahme auf. Die neu Regierenden rechtfertigen sich durch die militärische Überlegenheit und produzieren eine neue Legitimität für ihre Herrschaft. Indem sie die alte Ordnung zerstören, schaffen sie eine neue. Die

Gewalt dient als ordnungsvernichtendes und zugleich -stiftendes Werkzeug, und dadurch „beweist sie jene gottähnliche Kraft, die in den Ursprungs- und Herrschaftsmythen der Mächtigen verherrlicht wird.“ (Trotha: 40) Keine Kolonialherrschaft verzichtet freiwillig auf die Todesdrohung, die die Beherrschten in die Furcht versetzt. Die Erinnerungen an Massaker graben sich tief in die Seele der Einheimischen ein und wirken wie ein Schatten, über den diese nicht springen können. Dies ist die psychische Basis für das Ritual, das der alte Kommandant in Kafkas Erzählung mit dem maschinellen Foltertod vollzieht. Es ist ein Ritualmord, das die umschauend einheimisch Beherrschten an die früheren Massaker erinnern soll. Die Lehre dieser Erinnerung kennen alle: Widerstand ist sinnlos. Das ist der Grund, warum das Verhalten des Verurteilten so grotesk und lächerlich erscheint, als er dem Hauptmann, der sein Dienstvergehen gefunden hat und ihn auspeitscht, mit den Worten droht: „Wirf die Peitsche weg, oder ich fresse dich.“ (*Landarzt*: 168) Im gewissen Sinne verkörpert er eine Art vom Widerstandswillen, der in Konfrontation mit der Gewalt der Herrschaft – der Peitsche des Hauptmanns – vergeblich kämpfen will. Aus der Vergeblichkeit des Kampfes resultiert die Absurdität. Und das Maschinenritual funktioniert als Verstärkung des Glaubens an diese Vergeblichkeit.

Daraus wird klar, dass Kolonialherrschaft eine Form von militärischer Herrschaft ist, wie wir aus Kafkas Strafkolonie erfahren, die von Militärpersonen regiert wird. Die Militärherrschaft bedeutet zweierlei: Gewalt und Willkür. Das Militär monopolisiert die Gewalt und kann damit das ganze Gebiet seiner Willkürherrschaft aussetzen. „Die Geburtsstunde des Gewaltmonopols ist auch die Geburtsstunde der despotischen Verwaltung, in deren Mittelpunkt Soldaten stehen.“ (Trotha: 50) Wenn der Offizier in Kafkas Erzählung nach dem Grundsatz „Die Schuld ist immer zweifellos“ (*Landarzt*: 168) und ohne Verteidigung des Beklagten das Urteil aufhebt, wendet er sein Recht der Willkür an, weil ihm die Gewalt zur Verfügung steht. Die Todesstrafe, die der Offizier als einzig mögliche Strafe dem Verurteilten auferlegt, bezeichnet nicht nur die abschreckende Militärgerichtsbarkeit; sie besagt vielmehr, dass das Regime in der Kolonie oftmals streng und hart ist. Der Verurteilte, der ursprünglich ein Soldat war, wird wegen der Verletzung der Dienstpflicht zum Foltertod bestimmt. Sein Dienst klingt nach

normaler Einsicht widersinnig: „Er hat nämlich die Pflicht, bei jedem Stundenschlag aufzustehen und vor der Tür des Hauptmanns zu salutieren.“ (*Landarzt*: 168) Ob diese Forderung logisch und menschlich ist, steht nicht zur Debatte, da der militärische Befehl arbiträr ist; der Befehlsempfänger darf dem Befehlshaber nicht nach den Motiven der Befehle fragen. In der Erzählung gibt der Offizier ausnahmsweise einen Grund an, weil er dem Reisenden die Schuld des Verurteilten beweisen will: „Gewiß keine schwere Pflicht und eine notwendige, denn er soll sowohl zur Bewachung als auch zur Bedienung frisch bleiben.“ (*Landarzt*: 168)

Eine der kennzeichnenden Eigenheiten der modernen militärischen Disziplin ist das Prinzip von Befehl und Gehorsam, das das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen deutlich ordnet. Die Unterwerfung und Abhängigkeit der letzteren sind radikal erforderlich. Der Verurteilte kann offensichtlich nicht gut lernen, die moderne militärische Disziplin zu befolgen. Aufgrund der Beschreibungen in Kafkas Erzählung, dass der Verurteilte mit der militärischen Disziplin nicht vertraut ist und dass er eine andere Sprache spricht als der Offizier, kommt er als Soldat vermutlich nicht aus demselben Heimatland wie der Offizier, sondern ist ein Einheimischer, der zum kolonialen Militär der Eroberer geht. Die Eroberer brauchen Soldaten für ihre Truppe, und die Ureinwohner sind die bequemste Quelle für Soldaten. Solange sie gut trainiert werden, können sie die militärischen Aufgaben vollziehen. Trotha nennt drei Gründe für die Anziehungskraft der Polizeitruppe für die Autochthonen: die gute Bezahlung, die Möglichkeit der Beförderung und die Teilnahme an der Herrschaft. (Trotha: 49-50) Trotzdem sind die Bildung und Kontrolle dieser einheimischen Söldner immer Probleme für die Eroberer. Sie können mit gewalttätiger Willkür Unfug treiben, illegal nach persönlichen Gewinnen streben oder unerwartet Befehle verweigern, wie in Kafkas Erzählung der Fall ist. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der Verurteilte ein Rekrut ist und immer noch seine primitive Charakteristik behält. Solch ein „Urmensch“ muss gebändigt werden, um ins militärische System integriert zu werden, und diese Arbeit übernimmt der Hauptmann mit der Peitsche.

Im Vergleich zu der späteren Verurteilung durch den Offizier ist die Züchtigung vom Hauptmann kaum eine Strafe, vielmehr eine Ermahnung. Das

Prügelunwesen in der Kolonie ist üblich – fast alltäglich. Für diese „Gewohnheit“ der Kolonialisten bietet Trotha ein Beispiel eines ostpreußischen Feldwebels Julius v. Piotrowski:

Im Umgang mit Afrikanern war „Twentyfive“ sein beliebtestes Wort und das einzige Englisch, was der Mann je mit seinen Schwarzen gesprochen hat, obwohl Englisch die Verkehrssprache zwischen Deutschen und Afrikanern an der Küste war. „Twentyfive“, das bezeichnete die Anzahl der Prügelschläge, die üblicherweise für alles und jedes, das nicht nach dem Willen der Eroberer abgelaufen war, verhängt wurden. (Trotha: 45)

Die Kolonialisten scheinen dazu gezwungen zu sein, die rohe Gewalt auszuüben, um ihre Befehle ausführen zu lassen, wie auch die Situation in Kafkas Erzählung zeigt. Hier kommt der Konflikt zwischen der lokalen und der fremden Ordnung hervor. Die Eroberer drängen der dortigen Gemeinschaft ihre militärische Disziplin auf, die sie aus einer anderen Welt mitgebracht haben. Das Prinzip von Befehl und Gehorsam „widerspricht den egalitären Ordnungsgrundsätzen der akephalen Gesellschaften und selbst denen einfacher Häuptlingtümer“. (Trotha: 46) Dies erklärt das Verhalten des Verurteilten in Kafkas Erzählung: Mit der Drohung, den Hauptmann zu fressen, hält er diesen nicht für einen Vorgesetzten, sondern für einen Gleichberechtigten, den er zurückschlagen kann, wenn dieser ihn angreift. Diese anscheinend lächerliche Episode verrät also nicht nur die Absurdität der militärischen Herrschaft, sondern auch den latenten ideologischen Konflikt zwischen den Eroberern und den Beherrschten in Kolonien.

Auch der Machtkampf zwischen dem neuen Kommandanten und dem Offizier in Kafkas Erzählung findet im Bericht von Trotha seine Parallele: das Problem des Kondottieres. Die Polizeisoldaten bauen in Lokalverwaltung selbstständig, eigenmächtig und auf eigene Rechnung Herrschaft auf, die manchmal die Macht der Zentralregierung gefährdet, und der Kommandant kann diese Umstände nicht vermeiden. Die unbefugten Gewalttätigkeiten der Polizeisoldaten verneinen gewissermaßen den Anspruch der Zentralregierung auf das Gewaltmonopol und etablieren eine untergründige Ordnung, die unkontrolliert und unabhängig von der

offiziellen Ordnung bleibt. Es ist Aufgabe des Kommandanten, immer von neuem die nicht festlegbaren Grenzen zwischen der noch erträglichen gewaltsamen Willkür und der das zentrale Gewaltmonopol bedrohenden zu markieren. (Trotha: 55-57) Der Offizier in Kafkas Erzählung hält sich für den Nachfolger des früheren Kommandanten und sieht das Gericht – eine Institution, in der er als Richter nach seinem eigenen Willen legitim Gewalt ausübt – als seinen Machtbereich an. Verständlicherweise empfindet der neue Kommandant die Willkür des Offiziers als Herausforderung zu seiner Herrschaft. Um das Monopolisierungsproblem zu lösen, muss er diese zweite Ordnung zerstören oder mindestens beschränken. Der Offizier beschwert sich oft über den Mangel der Versorgung, die für die Funktionierung der Maschine notwendig ist. Dieser Mangel ist sozusagen eine Taktik des neuen Kommandanten: Damit, dass er die Maschine im defekten Zustand bleiben lässt, schwächt er die Macht des Offiziers. So ist die doppelte Konfliktlage in der Kolonie: Nicht nur die Eroberer wollen die Urbevölkerung unterdrücken, um ihre Herrschaft zu stabilisieren, sondern unter den Eroberern selbst besteht ein Machtkampf, der viel raffinierter ist. Die erstere Konfliktlage bleibt in der Erzählung latent und die letztere wird eigentlich von Kafka thematisiert.

Dass der alte Kommandant in der Erzählung „alles in sich vereinigt“ – „Soldat, Richter, Konstrukteur, Chemiker, Zeichner“ (Kafka *Landarzt*: 166) – ist keine Phantasie, sondern eine Tatsache in Kolonien. Trotha zitiert aus einem Artikel „Les états d’âme d’un colonial“ von Maurice Delafosse eine Beschreibung des französischen Kolonialleiters vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges – „zu einer Zeit also, als die Differenzierung der Verwaltungsstellen noch in weiter Ferne lag“:

Der Stationsleiter ist „Sekretär, Buchhalter, Steuereinnahmer, Richter, Notar, Gerichtsvollzieher, Straßenbauingenieur, Architekt, Maurer, Zimmermann, Gärtner, Postbeamter, Spediteur, Heereslieferant, Pferdehändler, Arzt, Meteorologe, Krankenpfleger, Apotheker, Landvermesser, Feldwebel, Kommissar, Staatssicherheitsbeamter, und ich habe noch mehr vergessen, als ich aufgezählt habe.“ (Trotha: 112)

Kafkas Kommandant erscheint viel zu bescheiden im Vergleich mit diesem

französischen Stationsleiter, dessen Fähigkeiten und Energien sich in der Beschreibung von Delafosse übertrieben und suspekt darbietet. Tatsächlich wurden die meisten dieser „Berufe“ von vielen Hilfskräften ausgeübt, aber die Aufzählung stellt die Vielfalt der Aufgaben heraus, die ganz der Verantwortung des Kolonialleiters anvertraut waren. Im Bericht von Delafosse, der im Jahr 1909 geschrieben war, existierte eine Tendenz, eine Person zum Universalgenie zu erheben, die eine Art persönlicher Anbetung widerspiegelte und in der Atmosphäre der Vorkriegszeit besonders von Bedeutung war. Der Krieg brauchte einen Führer, der alle Hoffnungen und alles Vertrauen in sich trug. Kafka musste der Glaube an die Vielfältigkeit des Kolonialführers bekannt sein, so dass er in seinem kolonialen Kommandanten einen vergöttlichten, absolutistischen Despoten verkörpern ließ.

Die Stellung der Offiziere in Kolonien ist ebenfalls erwähnenswert. Die Offiziere lebten bis zum Ersten Weltkrieg in einer eigentümlichen Sphäre, die sich von der Gesellschaft der Völker trennte. Ihr Status und ihre Rolle waren das Ergebnis und das Mittel der Zentralisierung der Herrschaft. Sie repräsentierten das Gewaltmonopol des Staates. Wenn im Heimatland ihre Macht noch nicht ersichtlich wirkte, so trat sie in Kolonien stärker hervor, wo die institutionellen Strukturen unausgereift waren und persönliche Manipulation ermöglichten.

Nach Trothas Angabe besaß die Gruppe der Offiziere den größten Anteil an der höheren Beamtschaft in Kolonien. „Die Vorherrschaft des Offiziers war einerseits Ausdruck der Eroberungssituation kolonialer Machtnahme. [...] Andererseits zeichnete diese Vorherrschaft des Offiziers das Gesicht der Verwaltung.“ (Trotha: 99) Die Offiziere blieben nach der Eroberung in Kolonien und bildeten den Hauptteil der Regierung, die also stark militärisch geprägt war. Viele Offiziere wählten Kolonien als ihre beruflichen Tätigkeitsorte, weil in Kolonien nicht das Gesetz des Friedens und des Rechtes, sondern das des Krieges und der Macht herrschte. Dies machte für sie die Anziehungskraft des Kolonialdienstes aus. Das Militär verwirklichte sich im Kampf und Krieg und bis zum Ersten Weltkrieg in der Kaiserzeit bot nur die Kolonialisierung Gelegenheit zu kriegerischer Betätigung. Die Offiziere hatten die Hoffnung, in Kolonien ihre Lorbeeren zu gewinnen. Aber nach der Beendigung der Pazifikation war die Kolonie für sie nicht mehr der richtige Ort:

Zum Beispiel kehrten von 26 deutschen Instruktionsoffizieren 20 im Jahre 1897 vorzeitig und enttäuscht aus Chile zurück, weil es zum erwarteten Krieg gegen Argentinien nicht kommen wollte. (Trotha: 100)

So können wir die Psychologie des Offiziers in Kafkas Erzählung gut nachvollziehen, wenn er solch einen starken, fast fanatischen Enthusiasmus für das Hinrichtungsritual zeigt. Da er nicht im Schlachtfeld seine Sucht nach Kampf befriedigen und damit den Lorbeer gewinnen kann, richtet er diese Neigung auf die gewaltsame Tötungsmaschine, die von dem die Natur des Soldaten tief begreifenden alten Kommandanten erfunden wurde.

Aber das bedeutet nicht, dass die Offiziere in Kolonien allgemein in einen unstabilen Zustand oder in eine seelische Krise gerieten. Sie gehörten nicht nur in Kolonien zur Oberschicht, sondern genossen auch in der gesellschaftlichen Ordnung des Kaiserreiches hohes Ansehen. Durch Thomas Manns Worte, dass „der deutsche Militarismus in Wahrheit Form und Erscheinung der deutschen Moralität“ sei (Mann: 538), kann man die außerordentliche Bedeutung des Militärs in der wilhelminischen Zeit verstehen. Die Sonderstellung des Offizierskorps in der Gesellschaft, die seit der Vereinigung Deutschlands von Preußen 1870/71 immer gesteigert wurde, schuf eine Kluft zwischen Militär und Volk. Diese Kluft war soziologisch sinnvoll und kennzeichnete eine Diskrepanz von Mentalitäten. Das deutsche Offizierskorps hatte ein ziemlich distanzierendes Verhältnis zur schulischen und allgemeinbildenden Erziehung und zu den formalisierten Rechtsverfahren:

Schulausbildung und wissenschaftliche Vorbildung waren im preußischen Offizierskorps zweitrangig. Betont wurden Willens- und Entschlußkraft und andere militärische Tugenden wie Gehorsam, Disziplin, militärisches Ehrgefühl, Tapferkeit oder Abhärtung. Etwas zu unterlassen und zu versäumen, wog schwerer als ein falscher Entschluß oder selbst ein schweres Fehlurteil. Nicht Zaudern und zögerliches Abwägen, sondern entschlossenes und unbeirrtes Handeln, „Schneidigkeit“, war das Prinzip des Offiziers. (Trotha: 101)

Mit der Kenntnis dieser soldatischen Tugenden ist es nicht verblüffend, dass der Offizier in Kafkas Erzählung dem Reisenden den Grund für das von dem letzteren als „ungerecht“ empfundene Verfahren gegen den Verurteilten so erklärt:

Das alles war sehr einfach. Hätte ich den Mann zuerst vorgerufen und ausgefragt, so wäre nur Verwirrung entstanden. Er hätte gelogen, hätte, wenn es mir gelungen wäre, die Lügen zu widerlegen, diese durch neue Lügen ersetzt und so fort. Jetzt aber halte ich ihn und lasse ihn nicht mehr.
(*Landarzt*: 168-169)

Das Urteil, das der Offizier über den Verurteilten spricht, kann ein falsches sein, aber ein Fehlurteil erscheint ihm lieber als durch ein richtiges Urteil Verwirrungen auszulösen. Mit einem Wort: Es muss „sehr einfach“ sein, weil sonst die soldatische Entschlusskraft geschädigt werden könnte. Auch die Entscheidung, die der Offizier über sein eigenes Leben trifft, nämlich sich für seine Überzeugung zu opfern, fällt genau so schnell wie jene, die er über das Leben des Verurteilten macht.

Der Freitod des Offiziers zeigt noch vielmehr seine soldatische Tugendhaftigkeit. Trotha zitiert Carl Gottlieb Svarez' Erklärung dafür, wie ein Offizier reagieren soll, wenn seine Ehre verletzt wird: Der Gekränkte muss zu erkennen geben, „daß ihm die Ehre lieber als sein Leben sei und daß er Mut genug habe, jeden Flecken an seine Ehre selbst mit Gefahr des Lebens wieder auszulöschen.“ (Trotha: 101) Die negative Meinung des Reisenden über die vom Offizier so genannte Gerechtigkeit und seine Verweigerung der Bitte des letzteren, diesem gegen den neuen Kommandanten zu helfen, bedeuten nichts anderes als die bisherigen Leistungen des Offiziers als Richters zu negieren. Der Entschluss des Offiziers für das Selbstopfer kann als Protest gegen solch eine schwere Verletzung seiner Ehre und als Ausdruck der Insistenz auf seine Überzeugung angesehen werden. In dieser Hinsicht hat Kafka in seiner Erzählung durch die Figur des Offiziers eine exemplarische, wenngleich eine negative, Gestalt der soldatischen Tugenden geschaffen.

VI. Schlusswort

Bereits im Brief an den Verlag Wolff vom 15. Okt. 1915 wünschte Kafka, die *Strafkolonie* mitsamt dem *Urteil* und der *Verwandlung* in einem Novellenband unter dem Titel „Strafen“ herauszugeben. (*Briefe*: 134) Aber seit 1916 ist Kafkas Haltung gegenüber der Veröffentlichung der Erzählung immer unsicherer geworden. Wahrscheinlich spürte er, dass die Unzeitgemäßheit in ihr einen gewissen Widerwillen von der Obrigkeit wecken könnte. Am 10. November 1916 wurde eine Vorlesung der Erzählung in München veranstaltet; sie war die einzige öffentliche Lesung Kafkas aus seinen Werken außerhalb Prags. Zuvor fürchtete Kafka um die Genehmigung dieser Vorlesung von der bayerischen Zensur. In Postkarten an Felice äußerte er seine Sorge:

Die einzige absehbare Verhinderung meiner Vorlesung wären jetzt nur Schwierigkeiten, welche die Münchner Zensur machen könnte. (*Felice*: 735)
Die Genehmigung ist allerdings noch nicht ganz gesichert. [...] Es macht mich noch immer nervös und um die Wahrheit zu sagen, ich kann mir gar nicht vorstellen, daß es genehmigt wird. (*Felice*: 739)

Was machte Kafka so besorgt über die Genehmigung der Vorlesung, die eine normale Betätigung im Literatenkreis war? Der Grund musste im Inhalt der Erzählung liegen, der dem kriegerischen Zeitgeist widersprach und von der staatlichen Gedankenkontrolle verboten werden mochte. Aber Kafka könnte sich ja den Kummer ersparen, da die Zensur seine Zeitkritik, die er raffiniert in die Erzählung integriert hatte, nicht verstand. Anfang September 1917 bot der Verleger Wolff Kafka den Druck der Erzählung an. Kafka verzichtete jedoch auf eine Publikation. Seine angegebenen Bedenken waren künstlerisch; im Brief an Wolff vom 4. September 1917 schrieb er: „Zwei oder drei Seiten kurz vor ihrem Ende sind Machwerk, ihr Vorhandensein deutet auf einen tieferen Mangel.“ (*Briefe*: 159) Dietz vermutet dennoch, dass Kafkas Ablehnung „ebenso mit diesem zeitkritischen Element zusammenhängen“ mag. (Dietz: 103) Erst im November 1918, als der Krieg zu enden schien, verlor Kafka seine Furcht und war mit der Veröffentlichung der Erzählung einverstanden. (Kafka *Briefe*: 245-246) Am Ende des Krieges wog

das Peinliche der Erzählung, die in ihren Lesern „Grausen und Entsetzten über die schreckhafte Intensität des furchtbaren Stoffes“ (Wolffs Kommentar zur *Strafkolonie*, s. Kafka *Apparatband*: 276) erregte, leichter.

Daraus wird deutlich, wie sehr Kafka, obwohl er in den Tagebüchern nur wenig Notiz von dem Krieg nahm, von diesem beeinflusst wurde. Diese Beeinflussung widerspiegelte sich in seiner Erzählung, in der er durch die Einrichtung des Szenariums in einer feindlichen Strafkolonie ironisch, ja sogar oppositionell das Zeitgeschehen kommentierte. In diesem Sinne war die Erzählung eine Art vom Antikriegswerk, dessen verborgene Botschaften die Zeitgenossen kaum entziffern konnten. Im Jahr 1919 erschien das Buch, das, auch wenn keine Militärzensur mehr bestand, immer noch von Rezensenten schlecht besprochen wurde, z. B.:

Trotzdem bleibt ein übler Nachgeschmack von etwas Rohem und Naturstofflichem. Die Gemeinheit des Menschentiers [...] kann nur Ekel erzeugen. [...] weil sie [die Erzählung] letzten Endes auf Sensation gestellt ist.

[...] da das Buch zu langweilig ist, um zum Nachdenken oder Einfühlen anzuregen. (Born: 97-98)

Setzt man diese überwiegend negative Rezeption² mit dem „tatsächlich großartigen Mißerfolg“ (Kafka *Felice*: 744) der Münchner Vorlesung vor drei Jahren in Parallele, wird ersichtlich, wie unfähig die Zeitgenossen waren, den Tiefsinn des Werkes, das auf die Krankheit der Epoche reagierte und deren Symptome metaphorisch verbildlichte, einzusehen. Erst die Nachkommenschaft, die aus der Metaperspektive die Hintergründe der Erzählung – den Krieg und den Kolonialismus – überschaut, ist in der Lage, dieses über die Zeiterscheinungen reflektierende, aber nicht zeitbedingte Werk zu schätzen.

² Unter den damaligen Besprechungen der Erzählung, die Born gesammelt hat, war nur die von dem Schriftsteller Kurt Tucholsky ausführlich und positiv.

Literatur

- Aspetsberger, Friedbert. *Der Historismus und die Folgen*. Frankfurt/M.: Athenäum, 1987.
- Born, Jürgen (hg.). *Franz Kafka. Kritik und Rezeption zu seinen Lebzeiten 1912-1924*. Frankfurt/M.: Fischer, 1979.
- Dietz, Ludwig. *Franz Kafka. Die Veröffentlichungen zu seinen Lebzeiten (1908-1924)*. Heidelberg: Lothar Stiehm, 1982.
- Freud, Sigmund. *Das Unbehagen in der Kultur*. Frankfurt/M.: Fischer, 1994.
- Fries, Helmut. „Deutsche Schriftsteller im Ersten Weltkrieg.“ In: *Der Erste Weltkrieg*. Hg. W. Michalka. München: Seehamer, 1994. 825-848.
- Henel, Ingeborg. „Kafkas ‚In der Strafkolonie‘.“ In: *Untersuchung zur Literatur als Geschichte*. Hg. V. J. Günther. Berlin: Schmidt, 1973. 480-504.
- Kafka, Franz. *Briefe 1902-1924*. Frankfurt/M.: Fischer, 1958. (*Briefe*)
- *Briefe an Felice*. Hg. E. Heller & J. Born. Frankfurt/M.: Fischer, 1970. (*Felice*)
- *Beim Bau der chinesischen Mauer*. Frankfurt/M.: Fischer, 1994. (*Bau*)
- *Der Proceß*. Frankfurt/M.: Fischer, 1994. (*Proceß*)
- *Ein Landarzt*. Frankfurt/M.: Fischer, 1994. (*Landarzt*)
- *Tagebücher. Band II: 1912-1914*. Frankfurt/M.: Fischer, 1994. (*Tagebücher II*)
- *Tagebücher. Band III: 1914-1923*. Frankfurt/M.: Fischer, 1994. (*Tagebücher III*)
- *Apparatband zu Drucke zu Lebzeiten*. Hg. W. Kittler, H.-G. Koch & G. Neumann. Frankfurt/M.: Fischer, 1996. (*Apparatband*)
- Mann, Thomas. *Gesammelte Werke Band XIII*. Frankfurt/M.: Fischer, 1990.
- Müller-Seidel, Walter. *Die Deportation des Menschen*. Stuttgart: Metzler, 1986.
- Poltzer, Heinz. *Franz Kafka. Der Künstler*. Frankfurt/M.: Fischer, 1965.
- Rohkrämer, Thomas. „August 1914 Kriegsmentalität und ihre Voraussetzungen.“ In: *Der Erste Weltkrieg*. Hg. W. Michalka. München: Seehamer, 1994. 759-777.
- Trotha, Trutz von. *Koloniale Herrschaft*. Tübingen: Siebeck, 1994.
- Ullmann, Hans-Peter. *Das Deutsche Kaiserreich*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1995.
- Wagenbach, Klaus. *Franz Kafka*. Reinbek von Hamburg: Rowohlt, 1964. (*Kafka*)
- (hg.) *Franz Kafka. In der Strafkolonie*. Berlin: Wagenbach, 1995. (*Strafkolonie*)